

Zukunftsträchtige Vergangenheit? Bausteine zu einer heutigen reformierten Identität

Vortrag vor dem Landeskirchen-Forum 4. Nov 2006

1 Reformierte Identität ...

Die Frage nach unserer Identität ist eine Grundfrage unseres Menschseins. In der Neuzeit hat sie sich erheblich verschärft. Einerseits durch unser Drängen auf Unabhängigkeit, Selbständigkeit, ja Autonomie, Selbstgesetzgebung. Und andererseits durch die wachsende, mittlerweile unübersehbare Vielzahl von Identitätsangeboten, unter denen wir nicht nur wählen können, sondern wählen müssen. Die Frage nach der eigenen Identität stellt sich immer dort, wo diese nicht mehr selbstverständlich ist. Wir müssen unsere eigene Identität konstruieren, und wenn wir es nicht selber tun, dann tun es andere für uns.

Das gilt auch für unsere reformierten Kirchen. Lange Zeit war es selbstverständlich, „reformiert“ zu sein. Die reformierten Kirchen hatten die Tradition und die staatliche Autorität hinter sich. Zu rechtfertigen hatte sich, wer nicht dabei war. Nun ändert sich die Situation allmählich.

Nicht die anderen, wir Reformierten – für unsere Zwecke reicht dieser natürlich präzisierungsbedürftige Begriff – müssen uns erklären, müssen sagen lernen, wer wir sind, was uns ausmacht, wofür wir einstehen, mit welchem Recht es uns auch künftig geben soll. Es wäre natürlich unfair, zu behaupten, dass dies bisher in keiner Weise geschehen wäre. Ich bin aber der Meinung, dass wir auf die Dauer nicht daran vorbei kommen werden, dies um einiges deutlicher zu tun als bis anhin. Und dass wir unsere gesellschaftlichen Dienstleistungen klarer und mutiger von unserem „Kernauftrag“ her werden benennen und begründen müssen. Es sei denn, wir entscheiden uns, unsere „reformierte Identität“ von den Finanzämtern und vom Boulevardjournalismus definieren zu lassen.

Deutlich und mutig zu sagen, wer wir sind, und was wir eigentlich wollen und sollen, fällt uns meiner Beobachtung nach – und ich will mich selber hier gar nicht ausschliessen – eher schwer. Dies kann nicht eigentlich an unserem Reformiertsein liegen. Denn die Reformierten auf der ganzen Welt – und es gibt sie ja in fast jedem Land der Erde – müssen sich und mussten sich schon immer erklären. Und sie können das in der Regel auch, denn sie waren schon immer eine Minderheit, eine Gruppe inmitten anderer. Man denke an die Geschichte der Reformierten in Frankreich, im deutschen Reich, in den Niederlanden, im Osten Europas, in den Vereinigten Staaten usw. Mit einer Ausnahme: Wir Schweizer Reformierten mussten uns viele Jahrhunderte lang nicht erklären, und so sind wir diesbezüglich etwas aus der Übung.

Um sagen zu können, wer man ist, muss man allerdings zunächst sich selber Rechenschaft über seine eigene Identität geben können, und möglicherweise gar eine eigene Identität überhaupt erst neu gewinnen! Dazu sehe ich drei Wege: Identität lässt sich erstens gewinnen durch Abgrenzung. Durch Besinnung und Beschränkung auf unser Spezifisches, auf das, was uns sichtbar von anderen

unterscheidet, durch das Ziehen einer Grenze zum Anderen und Fremden. Sie lässt sich zweiten gewinnen durch einen Bezug zur eigenen, individuellen oder kollektiven Geschichte. Denn was wir sind, sind wir geworden. Und drittens lässt sich Identität gewinnen durch das Bekenntnis zu einer „Sache“, für die wir einstehen, über die wir uns definieren, durch deren Vermittlung wir erst zu uns selbst kommen und Identität gewinnen. Gehen wir einmal diesen drei Möglichkeiten entlang.

1.1 ... durch Abgrenzung?

Die naheliegendste Möglichkeit des Identitätsgewinns ist diejenige der Abgrenzung von Fremdem und durch Besinnung auf das Eigene und Besondere. Wenn wir dies bei reformierter Identität tun, bewegen wir uns auf dem Gebiet der Konfessionskunde. Da gibt es in der Tat mancherlei Phänomene zu beobachten. Von Kirchenräumen und Liturgien, von Sprachspielen, Gebräuchen, Gegenständen, Einstellungen und Mentalitäten. Täusche ich mich in meiner Beobachtung, wenn ich den Eindruck habe: Diese Art der Identitätsbestimmung ist bei vielen Kirchengliedern, besonders bei den eher nominellen, ziemlich wichtig. Es wird aber zunehmend schwierig, sie vorzunehmen. Und dies nicht zuletzt deshalb, weil nicht selten die Wertschätzung solcher spezifischen reformierten Kennzeichen durch die reformierte Pfarrerschaft und die Mitarbeitenden in etwa derjenigen der eigenen Tradition entspricht: Sie werden vornehmlich als defizitär angesehen. Von der reformierten Kopflastigkeit ist oft die Rede, vom liturgischen Kahlschlag, von der fehlenden Sinnlichkeit usw. Ich meine: Auch bei unserer „reformierten“ kirchlichen und religiösen Praxis wären nicht nur Defizite auszumachen, vielmehr wäre es unsere Aufgabe, ihre Stärken zu entdecken, neu verstehen zu lernen und verständlich zu machen. Denn davon gibt es meiner Überzeugung nach nicht wenige. Allerdings: Unsere reformierte Identität werden wir auf diesem Weg nicht finden.

Denn: Das ursprüngliche Ziel der Reformation war ja keineswegs, eine neue religiöse Gruppe zu gründen, die nun betont alles anders macht als die anderen. Reformation wollte die „eine heilige, katholische und apostolische Kirche“ erneuern durch den Rückgang auf das reine Quellwasser. „Reformieren“ meinte: Wiederherstellen, selbstkritische Orientierung an der ursprünglichen Norm. Darauf zielt auch der oft zitierte Spruch von der „ecclesia semper reformanda“, und nicht etwa auf ein ständiges Sich-Anpassen an das gerade „Zeitgemässe“, wie nicht selten zu hören ist. Erst als sich die „reformierten“ Kirchen wider Willen als eigene Kirche vorfanden, waren sie gezwungen, nach ihrer Identität auch auf dieser Ebene zu fragen. Und sie war mit der Bürde des Anspruchs belastet, diese erneuerte Kirche auch phänomenal darzustellen. Reformierte Identität kann sich also nicht aus der Abgrenzung gegenüber anderem ergeben. Höchstens umgekehrt: die Abgrenzung gegen Anderes kann sich ergeben als Konsequenz, die aus der eigenen Identität fließt.

1.2 ... durch Tradition?

Die zweite Möglichkeit scheint der Sache schon etwas näher zu kommen: Denn dass sich Identität aus den Bausteinen konstruiert, welche die Tradition ihr zur Verfügung stellt, ist schwer zu bestreiten. Ein Grossteil unserer Identität, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, ist immer noch unsere Vergangenheit, unsere Tradition. Wenn wir uns für eine Stelle bewerben, schreiben wir einen Lebenslauf und geben durch die Beschreibung unserer Vergangenheit Auskunft darüber, wer wir sind. Und wir beginnen in der Regel mit unseren Eltern.

Wenn wir bei der „reformierten Identität“ bei unseren Eltern beginnen, befinden wir uns auf dem Gelände der Kirchen- und Theologiegeschichte. Dieses ist allerdings recht weitläufig und unübersichtlich. Zwar drängen sich hier bestimmte Namen besonders auf, Zwingli, Calvin, Bucer, Bullinger, um nur einige zu nennen. Aber dass die „Reformierten“ mit ihrem Namen zunächst nicht an eine Gründergestalt, sondern an einen Prozess erinnern, ist nicht zufällig. Die reformierte Reformation als geschichtliche Bewegung war von Anfang an vielfältig und komplex, und die reformierte Theologie hat es bei genauerem Hinsehen von Anfang an nur im Plural gegeben. Zwar gab es durchaus führende Köpfe, die auch als solche Anerkennung gefunden haben, ich habe eben einige genannt; typisch für die reformierte Bewegung war aber die öffentliche Disputation, die der Rat ausschrieb, oder dann die „Prophezei“, in der man im „Teamwork“ die Bibel übersetzte und auslegte.

Historisch ist die reformierte Konfession erst entstanden, nachdem das Tridentinische Konzil die römisch-katholische Lehridentität in betonter Abgrenzung gegen die Evangelischen formuliert hatte, nachdem die Hoffnung auf eine Verständigung in der Abendmahlsfrage mit der lutherischen Reformation, und sei es auch nur in wechselseitiger Anerkennung, endgültig zunichte wurde, und als schliesslich Calvin und Bullinger einen Konsens im Abendmahlsverständnis zu formulieren vermochten, der beiden Konzessionen abverlangte, zu denen sie um der Sache willen aber auch bereit waren. Dabei gab es weiterhin manches, worin auch innerreformiert kein Konsens bestand. Ich nenne im Blick auf die Theologie die Prädestinationslehre, in welcher sich Calvin und dann erst recht Beza in Richtung auf die Lehre von einem „doppelten“ göttlichen Dekret bewegten, Bullinger andererseits den universalen göttlichen Heilswillen betonen konnte. Auf dem Gebiet der Kirchenordnung und Kirchengestaltung kann man auf die kontroverse Diskussion um die Rolle der Kirchenzucht beim Abendmahl hinweisen. Während der Basler Oekolampad, der Zürcher Leo Jud und dann Calvin beides verbinden wollten, waren ihre Kollegen Zwingli und Bullinger entschieden anderer Meinung. Auch in der Ämterlehre gingen Genf und Zürich unterschiedliche Wege. Und das Verhältnis der „reformierten“ Kirche zur politischen Gewalt war einerseits durch unterschiedliche Vorstellungen der Reformatoren selber bestimmt, zugleich aber auch durch die sehr unterschiedlichen Situationen, in welchen reformierte Kirche zu bauen war. Man denke an die Zürcher oder Berner „Stadtreformation“, an die

Reformation in Fürstentümern im deutschen Reich, an die Entstehung und Vernetzung von reformierten „Untergrundkirchen“ in Frankreich. So gibt es reformierte Synoden, reformierte Superintendenten und reformierte Bischöfe.

Erst recht im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung und Verbreitung hat sich das „Reformiertentum“ vielfach ausgefächert. Und es ist deutlich weiter als das, was man im angelsächsischen Sprachraum gerne „Calvinismus“ zu nennen pflegt. Entsprechend kann man auch heute nur von der weltweiten reformierten Familie sprechen, deren Mitglieder etwa in den USA, in Brasilien, in Südkorea, in Madagaskar, in Ungarn, in Schottland und last not least in der Schweiz ihr eigenes, geschichtlich gewachsenes Profil, ihre Vorlieben und ihre Defizite besitzen. Die Frage, was jetzt „chemisch rein“ „reformiert“ ist, ist kaum zu beantworten, ohne dass sofort auch innerreformierte Dispute darüber losgingen.

Gerade solche Dispute könnten allerdings durchaus zur Klärung der eigenen reformierten Identität beitragen. In den meisten reformierten Kirchen finden sie zumindest in Form einer „Erinnerungskultur“ an die jeweils eigene Tradition und deren Anfänge statt, und dies auf universitärer wie auf Gemeindeebene. Sie wird erkennbar in den zahlreichen Übersetzungen von Schriften von und über Zwingli, Calvin und Bullinger. Oder auch an den zahlreichen Besuchergruppen aus aller Welt, die nach Genf und Zürich pilgern.

Wir Schweizer Reformierten bilden hier eine Ausnahme. Während Pilgerschaften zu den Reliquien des heiligen Jakobus in unserer Kirche grossen Anklang finden, setzt sich eine Beschäftigung mit den Anfängen unserer eigenen Tradition augenblicklich dem Vorwurf einer ungesunden Ahnenverehrung aus. Möglicherweise hat hier die Aufklärung ihre Wirkung entfaltet, die menschliche Identität durch Abgrenzung von der geschichtlichen Tradition definierte, und dies verbunden mit der Situation des religiösen Monopols der Schweizer Reformierten in weiten Teilen der Schweiz, welche eine geschichtliche Selbstvergewisserung überflüssig zu machen schien.

So ist es wohl nicht Zufall, dass sich von den reformierten Kirchen in Europa und auf anderen Kontinenten, die ich bisher kennengelernt habe, keine derart wenig um ihre eigene Tradition bemüht, wie die unsere. Und während andernorts die Anfänge nicht selten idealisiert werden, konzentriert sich ein guter Teil unsere Blicke zurück, wenn er denn geschieht, auf die Schattenseiten unserer Vergangenheit.

Ganz ohne Recht ist unser Schweizer Blick natürlich nicht: Ein reformierter Umgang mit der eigenen Tradition kann nicht anders, als auch kritisch sein. Eine reformierte Heiligenverehrung wäre ein Widerspruch in sich selber. Und so wichtig eine ernsthaft hörende Beschäftigung mit unserer eigenen reformierten Tradition zu unserem Nutzen und zu unserer Bildung wäre, „reformierte Identität“ im strengen Sinn können wir daraus letztlich nicht gewinnen. Zwingli spricht es im Namen aller seiner Reformatorerkollegen deutlich aus: „Ich rate dir, lieber Leser: lerne kritisch lesen! Verlasse dich nicht unbesehen auf die Worte von Luther oder Zwingli ... das wäre nachlässig. Prüfe,

ob das, was sie sagen, mit Gottes Wort und der Wahrheit übereinstimmt.“ (Zwingli Schriften, hg. von Th. Brunnschweiler und S. Lutz, Theologischer Verlag Zürich, Zürich 1995 [im Folgenden: ZS], Bd. IV, S. 9).

2 *Reformierte Identität ereignet sich im Hören auf das Evangelium*

Damit hat uns Zwingli bereits den entscheidenden Tipp gegeben. Die erste Frage nach der reformierten Identität darf nicht lauten: Welche Vergangenheit und welche Traditionen sollten wir uns verstärkt in Erinnerung rufen? Und auch nicht: Welche Gegenstände, Verhaltensweisen und Bräuche müssen wir pflegen oder umgekehrt meiden, um als Reformierte im Unterschied zu anderen wieder besser sichtbar zu werden? Das sind zwar durchaus wichtige Fragen. Aber es sind doch nur sekundäre Fragen. Es sind Fragen, die sich erst ergeben, wenn eine andere Frage beantwortet ist. Diese erste Frage nach der reformierten Identität muss lauten: Wozu sind wir berufen? Was ist unser evangelisch-reformierter Auftrag? Wofür haben wir Reformierte einzustehen – ob uns das nun immer angenehm ist oder nicht?

Und nun bleibt mir nichts anderes übrig, als an das richtig verstandene „semper reformanda“ zu erinnern und uns einmal mehr einige elementare Dinge in Erinnerung zu rufen. Elementare Dinge, die eine „reformierte Identität“ nie einfach hinter sich hat und somit abhaken kann, sondern denen sie sich immer wieder neu zu stellen hat: Reformierte Identität ereignet sich im Hören auf das Evangelium als Gottes eigenes Wort. Der vollständige ursprüngliche Titel für das, was wir mit „reformiert“ bezeichnen, lautete ja: „Die gemäss dem Wort Gottes reformierte Kirche“.

Das können wir von Zwingli, von Calvin, von Bullinger lernen: Reformierte Identität ist evangelisch-reformierte Identität. Sie beginnt mit der Betroffenheit durch das göttliche Wort, das Evangelium von Jesus dem Christus, durch die Zusage von Gottes Nähe, die nicht menschlichen religiösen Phantasien entstammt, sondern die nur Gott selber aussprechen kann. Das Herzstück der reformierten Überzeugung ist somit gar nichts spezifisch Reformiertes, sondern schlicht das Herzstück des christlichen Glaubens überhaupt, und so haben es die Reformatoren auch immer verstanden. Spezifisch reformiert ist nur, ganz ernst damit machen zu wollen, in Frömmigkeitspraxis und Gottesdienst, in der individuellen und sozialen Lebensgestaltung, im theologischen Nachdenken und in der Ordnung der Kirche.

So heisst es in Zwinglis Schlußreden von 1523, Thesen 1 und 2: „Alle, die sagen, das Evangelium sei nichts wert ohne die Beglaubigung der Kirche, irren und lästern Gott.“ „Die Hauptsache des Evangeliums ist ... die, dass unser Herr Jesus Christus, wahrer Gottessohn, uns den Willen seines himmlischen Vaters mitgeteilt und uns durch seine Unschuld vom Tod erlöst und mit Gott versöhnt hat.“ (ZS II S. 20.28).

„Solus Christus“, „sola scriptura“, „sola gratia“ sind die bekannten reformierten Parolen, auf welche die zitierten Sätze anspielen. Sie auszusprechen ist nicht schwer. Sie konsequent zur Geltung

zu bringen ist eine immer neu gestellte Aufgabe. Entscheidend dabei sind hier zunächst nicht die Worte „Christus“, „Bibel“, oder „Gnade“. Entscheidend ist das „solus“, das „allein“. Die Zeit, in welcher sich die Reformation ereignete war ja keine atheistische, vielmehr eine extrem religiöse Zeit. Die Welt, der Alltag jedes Menschen war voll von religiösen Symbolen, von Heiligen, von Festen und Riten, an denen man nicht vorbei kam. Auch die damalige römisch-katholische Kirche hat keineswegs Christus oder die Bibel einfach ignoriert. Sie hat nur ergänzt. Nach Ansicht der Reformatoren in eigenmächtiger, die Sache selbst letztlich verfälschender Weise. Sie hat gesagt „Christus *und* ... Maria, Anna vom Bühlberg, Ablass, Ohrenbeichte, Fasten; die Bibel *und* ... unsere Tradition, das Lehramt, usw.

Auf diesem Hintergrund war die Erkenntnis des „solus“ Christus und des „sola“ scriptura eine Befreiungserfahrung. Dabei war auch den Reformatoren klar, dass die Bibel ein vielgestaltiges Zeugnis ist. Sie reden in der Regel auch nicht von „der Schrift“, sondern von „den Schriften“, und sie verwenden die besten exegetischen Methoden ihrer Zeit, die humanistischen, geschärft an den Texten der griechischen und römischen Antike, um deren Sinn zu verstehen. Und sie waren der Meinung, dass die Verkündigung ihres Sinnes auf der Kanzel die Fähigkeit voraussetzt, sie in ihren Ursprachen lesen zu können. Sie waren aber überzeugt, dass die ganze Bibel als vielgestaltiges *Christuszeugnis* zu lesen sei. Ein Fundamentalismus, der den Bibelbuchstaben schlicht mit Christus identifiziert, lässt sich mit Zwingli oder Bullinger nicht begründen. Allerdings auch nicht ein Bibelgebrauch, der sie lediglich als Steinbruch verwendet, um die eigene religiöse Fantasie anzuregen, oder die eigene politische Haltung zu untermauern.

Das erste Wort, das sich zwischen Gott und den Menschen ereignet, so hat es Zwingli einmal ausgedrückt, geht nicht vom Menschen aus, sondern ist Gottes Frage an uns: „Mensch, wo bist du?“ Und sie richtet sich an Menschen, die soviel von Gott wissen, wie ein Käfer vom Menschen (ZS III S. 58). Das hat eminente Konsequenzen für unsere Identität: „Von Gott also, dem Menschenschöpfer, müssen wir die Erkenntnis des Menschen erbitten, ebenso wie die Gotteserkenntnis“ (ZS III S. 76). Entsprechend ist die Bibel noch nicht verstanden, wenn sie gelesen wird als Buch, in dem religiöse Menschen nach Gott fragen, sondern erst dann, wenn sie über das hinaus entdeckt wird als Buch, in dem Gott nach uns Menschen fragt. Um dieser göttlichen Anrede an uns Menschen Raum zu schaffen geht es Zwingli in den oben zitierten Thesen. Und dabei geht es um Befreiung und Versöhnung. Befreiung auch aus unseren selbstgebastelten Identitäten, und Versöhnung auch für unser neuzzeitliches „Ich“ in seiner unendlichen Suche nach sich selbst. Ohne den Umweg über das „hören“ auf dieses Evangelium, auf diese heilsame Unterbrechung aller menschlichen religiösen und unreligiösen Selbstgespräche, ist reformierte Identität nicht zu haben.

3 *Reformierte Identität bewährt sich im Bekennen in der Gegenwart*

Aus diesem „Hören“ aber fließt in reformiertem Verständnis unmittelbar das „Bekennen“. Was heisst „Bekennen“? Bekennen heisst: Wir stehen zu etwas. Wir stehen für etwas ein mit unserer Meinung, Haltung, Tat, Person. Und dies öffentlich sicht- und hörbar. Nämlich für diese Botschaft von der Befreiung und Versöhnung, die nicht die unsere ist, sondern auch von uns nur immer neu gehört werden kann. Im Wissen darum, dass wir damit Kritik ernten werden, und dass auch der Spott nicht ausbleiben wird.

3.1 *Reformiertes Bekennen ist aktuelles Bekennen*

Es gehört zum festen Bestand der Vorurteile gegen die Kirchen, dass diese den Menschen dogmatische Wahrheiten überstülpen wollten, die einer anderen Zeit angehören und den Menschen nicht einsichtig gemacht werden können. Wo Rauch ist, ist auch Feuer. Dass auch in der reformierten Tradition Bekenntnisaussagen missbraucht und in ihrer Bedeutung überbewertet worden sind, leidet keinen Zweifel. Unsere Reformation war ja eine obrigkeitliche Reformation, und die christliche Obrigkeit verstand sich in der frühen Neuzeit selbstverständlich auch als verantwortlich für das religiöse Leben des Gemeinwesens. Und so galt es, Gottesdienste zu besuchen und Bekenntnistexte auswendig zu lernen.

Und trotzdem wurde besonders in der reformierten Tradition das Bewusstsein für das Wesen des „Bekennens“ wach gehalten. Dafür nämlich, dass das Bekennen ein Akt ist, der immer wieder neu zu geschehen hat, und dafür, dass es auf die Seite der Antwort des Glaubens, also auf die menschliche Seite, nicht auf die Seite der göttlichen Wahrheit selber gehört. Das Evangelium von Christus ist ja nicht ein ewig fester Standort, auf dem man unbewegt von den Stürmen der Zeit zu stehen hat, um von dort aus alles nüchtern und objektiv zu beurteilen. Vielmehr ist Christus selbst, so Zwingli, zu verstehen als „Hauptmann“, der seiner Gemeinde vorangeht – und auch stets voraus ist – und in jeder Situation wieder neu verstanden und auch bekannt werden will. So gibt es kein reformiertes kirchliches Lehramt, und es gibt eine Vielzahl reformierter Bekenntnisse, die stets begrenzte Gültigkeit besitzen, und die angesichts der Herausforderungen ihrer jeweiligen Zeit zu formulieren versuchen, was das Bekenntnis zu Christus in dieser oder jener bestimmten Situation bedeutet und erfordert, welches Ja und welches Nein zu sprechen ist. Reformierte Identität ist also immer auch kontextuell und ergibt sich aus einer gezielten Spannung zu ihrer eigenen Zeit. Sie verliert sich, wenn sie zu allem nickt ebenso, wie wenn sie zu allem bloss den Kopf schüttelt. Dass ein solches reformiertes Bekennen immer auch im reformierten Binnenraum erstritten werden muss, ist dabei vorausgesetzt. Die Regeln einer reformierten Streitkultur formuliert Zwingli folgendermassen: „In der

Kirche darf jeder jedem widersprechen. Keiner ist über Kritik erhaben. Schon gar nicht einer, der seine Behauptungen nicht biblisch begründen kann, sondern Gottes Wort missdeutet und ihm gewaltsam einen andern Sinn gibt. Auch dem Geringsten steht in der Kirche das Recht zu, sich zu Wort zu melden, sofern Gott ihm Einsicht gibt.“ (ZS IV S. 8). Alle sind aufgefordert mitzureden, so lange sie aus „Gottes Wort“ heraus argumentieren, auf Zustimmung und Konsens zielen, und sich der Kritik nicht entziehen. Wer Zwingli liest, kann sich die Kosten für ein Kommunikationsseminar sparen.

Von Christus reden heisst aber in reformierter Tradition wesentlich: In eine bestimmte Situation hinein Christus als den „Herrn“ oder das alleinige „Haupt“ zu bezeugen, wie wir von Zwingli gehört haben, und so gegen andere, irdische Herrschaften und Mächte, die nach uns greifen, Einspruch erheben. Entsprechend dem urchristlichen Ruf: „Kyrios Jesus“. Diese Sprache klingt in manchen heutigen Ohren etwas gar nach Patriarchat oder Absolutismus. Ist eine Skepsis gegen allzu unbedachte „Herr“lichkeit gewiss nicht unberechtigt: Sie darf uns dennoch den Blick für die Wirklichkeit nicht verstellen, in die dieses Bekenntnis hineinsprechen will. Denn faktisch ist unsere Welt doch ein Spiel von Mächten und Gewalten, auch wenn sich deren Erscheinungsbilder wandeln können. Die Frage ist nur, *welche* Mächte letztlich das Sagen haben, und *welche* Autoritäten wir über unsere Identitäten bestimmen lassen. Das Bekenntnis zur Macht und Herrschaft Christi steht aller menschenfeindlichen Herrschaft entgegen, nämlich aller Herrschaft, die Menschen über Menschen ausüben. Den Gesetzen der Vergeltung und des Nationalismus, den Gesetzen des Marktes, den Gesetzen der Unterhaltungsindustrie, den Gesetzen des „man macht es heute einfach so“. Es sind Mächte, die längst nicht nur von aussen nach uns greifen, sondern die uns von innen heraus in Besitz nehmen wollen, und dies längst schon tun.

Woher kommt uns die Freiheit zu, diese Mächte zu erkennen und zu benennen, und der Mut, ihnen entgegen zu treten, ausser uns, und in uns selber, wenn nicht aus dem Bekenntnis zu einer Macht, die stärker ist als alle manifesten und schleichenden Spielarten des Todes mit seinen irdischen Agenten? Das Bekenntnis zu Christus, dem „Herrn“, das dürfen wir nicht vergessen, ist ja im Kern das Bekenntnis zur Menschlichkeit und zur befreienden Menschenfreundlichkeit Gottes, zu Gott als „Quelle alles Guten“, wie auch Zwingli und Bullinger immer wieder unterstrichen haben, zu dem Herrn, dessen Herrschaft sich in seinem Dienen erweist, in seiner Selbsthingabe zu unserer Befreiung und Versöhnung, wie Zwingli im oben angeführten Zitat sagen kann, und wie es uns die Evangelien ja deutlich vor Augen führen.

Bei einem solchen „Bekennen“ wird es ohne Auseinandersetzung und Streit nicht abgehen. Zwingli und Bullinger haben nicht nur viel über das „prophetische Amt“ als Wesen der öffentlichen christlichen Verkündigung geschrieben, sie haben es auch immer wieder klar ausgeübt und Stellung bezogen, etwa zum Söldnerdienst, zu Zins und Wucher, zu religiöser und sozialer Ausbeutung. Reformierter Gottesdienst ist immer auch politischer Gottesdienst.

3.2 *Reformiertes Bekennen ist praktisches Bekennen*

Damit ist schon nahegelegt, dass zum reformierten Bekennen stets der praktische Lebensvollzug gehört. Denn christliche Wahrheitserkenntnis ist nie nur kognitiv oder Sache des Gefühls, sondern geschieht als Weg, als Prozess, als Lebensbeteiligung an der Geschichte Gottes mit den Menschen. Für Bullinger ist hier der „Bund“ eine konstitutive theologische Kategorie. Immer wieder erinnert er an Gottes Bundeszusage an Abraham: Gott sagt sich selbst bedingungslos zu, auf Zukunft hin, und weist seine Kirche an, einen Weg zu gehen, und mit Gottes Zusage im Rücken sich nun den Mitmenschen, der Mitgestaltung der menschlichen Gesellschaft zuzuwenden. Nach reformiertem Verständnis steht Wahrheit immer in Relation zu Gerechtigkeit. Das Evangelium von Gottes Handeln an der Welt, das immer das erste Wort zu bleiben hat, macht unser menschliches Tun nicht fragwürdig, sondern setzt es erst recht in Gang. Darin besteht unserer Würde als Christinnen und Christen. Wir werden damit geehrt, Gottes Bundespartnerinnen und Bundespartner zu sein, sagt Bullinger. Ein Gottesdienst ohne Kollekte ist kein gültiger reformierten Gottesdienst.

3.3 *Reformiertes Bekennen bedeutet auch Offenheit für alles Gute*

Die reformierte Zuwendung zur Welt ist allerdings keine Einbahnstrasse. Zu ihr gehört auch, es ist bereits früher angeklungen, eine Offenheit gegenüber der Welt und den dort zu findenden Weisheiten und Einsichten. Diese Offenheit ist theologisch begründet: Gott ist die Quelle alles Guten, also können und sollen wir das Gute dankbar anerkennen, auch wenn es nicht aus unserer kirchlichen Küche stammt. Das hat Zwingli immer vertreten, und er ist wegen seiner Aussage, dass auch heidnische Philosophen, wenn sie ihre Sache gut gemacht haben, durchaus nicht unbedingt in der Hölle landen werden, schon oft angegriffen worden (auch Bullinger war hier übrigens vorsichtiger). Auf jeden Fall gehörte zur Reformation selbstverständlich die humanistische Bildung, Pädagogik und Methode der Bibelauslegung dazu. Die Zürcher Hohe Schule und die Genfer Akademie haben versucht, die besten Gelehrten Europas in ihre Dienste zu nehmen. Und Bullinger hat eine „Studienanleitung“ geschrieben, die im Grunde ein humanistisches Erziehungsbuch darstellt. Vorhin habe ich die Aufklärung in kritischem Zusammenhang erwähnt. Die Affinität des reformierten Glaubens zum „gesunden Menschenverstand“ ist allerdings unbestreitbar. Alles zu prüfen, und das Gute zu behalten, ist die Konsequenz, die Zwingli aus dem Glauben schöpft, dass Gott die Quelle alles Guten ist, und also auch alles Gute von Gott kommt.

3.4 *Reformiertes Bekennen ist Bekenntnis zur „Gemeinschaft der Heiligen“*

Immer wieder begegnet die Meinung, das Spezifische, was die Reformation gebracht habe, bestehe darin, dass nun jeder Einzelne sein Verhältnis zu Gott selber regeln könne. Religiöser Individualismus als Pointe der Reformation?

Geschichtlich ist etwas dran, und auch theologisch ist etwas dran, denn in der Reformation wurde ja in der Tat betont, dass es nun keine Vermittlungsinstanzen mehr gebe zwischen Gott und den Menschen, weder Heilige noch kirchlich verwaltete Sakramente. Aber Halbwahrheiten sind manchmal problematischer als ganze Unwahrheiten. Denn gerade die reformierte Reformation legte alles Gewicht auf die Kirche, die Gemeinde. Ja, die Gemeinde kommt *vor* dem Individuum.

Wir sehen dies etwa in der Weise, in welcher Bullinger in seinen „Dekaden“ die Kirche behandelt. Von allen Themen, die in diesem seinem theologischen Hauptwerk zur Sprache kommen, ist der Kirche mit Abstand der meiste Raum gewährt. Bullinger nennt sie das „opus excellentissimum“, das „hervorragendste“ Werk Gottes. Und würde man erwarten, dass er unter „Kirche“ zunächst einmal seine eigene Zürcher Kirche versteht, wie dies vielleicht bei uns der Fall wäre, so wird man überrascht: Zunächst hebt Bullinger die Einheit der einen, „oekumenischen“ Kirche hervor und zählt fünf Gründe auf, aus denen man *nicht* mit der (bisherigen) Kirche brechen darf. Und dies zur Zeit des Tridentinischen Konzils und der Verdammung der Zürcher Kirche durch führende Lutheraner. Dabei polemisiert er gegen diejenigen, die eine Idealkirche vor Augen haben und sich eine „Utopia aut Cyribiria“ von Kirche erträumen, nämlich eine ethisch reine Gemeinschaft von wahrhaft glaubenden Christen. Man darf sich nach Bullinger aber nicht von der Kirche trennen erstens aufgrund einer Verschiedenheit der Lehre, solange Übereinstimmung in den grundlegenden Glaubensartikeln – und damit ist das Apostolikum gemeint, verbunden mit dem doppelten Liebesgebot – besteht. Auch – zweitens – aufgrund von moralischen Lastern der Pfarrerschaft ist eine Trennung von der Kirche nicht gerechtfertigt. Als nächstes werden – drittens – unterschiedliche Bräuche und Riten genannt: Auch diesbezüglich ist eine Trennung von der Kirche nicht gerechtfertigt. Viertens darf man sich nicht von der Kirche trennen mit dem Argument, dort befänden sich unreine Menschen, mit denen man keine Gemeinschaft haben wolle. Und schliesslich fünftens auch nicht mit der Begründung, am Abendmahl nähmen „Unwürdige“ teil. Zusammengefasst wird dieser Abschnitt mit einer Ermahnung, die den Kirchenvater Cyprian zitiert: Die Unterscheidung zwischen Unkraut und Weizen, zwischen irdenen und goldenen Gefässen (2Tim 2,20), welche einer Trennung von der bestehenden Kirche in der Regel zugrunde liegt, ist allein Gottes Sache.

Dann erst nimmt Bullinger das Problem der Trennung vom gegenwärtigen Rom in Angriff. Dabei gibt er den „Schisma“-Vorwurf zurück: Nicht die Reformierten haben sich von der Kirche getrennt, sondern die Entwicklung der römischen Kirche ist in eine falsche Richtung gelaufen, indem sie es zunehmend unterlassen hat, der schlichten Lehre des einzigen Hirten zu folgen. Die Reformierten sind keineswegs die „Neugläubigen“, sondern im Gegenteil die wahren „Altgläubigen“.

Was hier deutlich wird, ist die grosse Bedeutung, die Bullinger der Kirche und ihrer Einheit zumisst. Die Kirche, die „Gemeinschaft der Heiligen“, ist keine von Menschen konstituierte oder organisierte Grösse, sondern jeder christlichen Versammlung und jedem religiösen Verein vorgegeben – und aufgegeben. Auch verwaltet sie keinen Besitz und ist nicht der verlängerte Arm Christi. Erkennbar wird sie als eine Bewegung des Bekennens, in Anbetung, Anrufung Gottes und Liebe. Auf diesem

Boden sucht Bullinger immer wieder den „Konsens“, einen Konsens, der keine Vereinheitlichung bedeuten muss, der aber auch alles andere als ein zwischenmenschlicher Kompromiss auf einer selbstgelegten Basis ist. Reformierte Identität empfindet stets Schmerz über die Trennung der christlichen „Konfessionen“, und sieht deren Überwindung nur in der gemeinsamen Besinnung auf das allen vorgegebene Evangelium. So kann Bullinger in der Anerkennung wahrer christlicher Kirche und Gemeinschaft, gemessen an damaligen Massstäben, bei aller Polemik recht grosszügig sein. Letztlich ist Kirche dort, wo Glaube und Liebe sind. Und das gibt es auch im zeitgenössischen Rom: „Ausserdem anerkennen wir alle, die heute in Rom Christus anbeten und sich vor aller papistischen Befleckung bewahren, von denen Rom ohne Zweifel nicht wenige hat, als unsere geliebten Brüder.“ (Heinrich Bullinger Schriften, hg. von E. Campi, D. Roth, P. Stotz, Bd V, Theologischer Verlag Zürich, Zürich 2006, S. 91).

3.5 Reformiertes Bekennen ist bescheidenes und „getrostes“ Bekennen

Nach diesen vielleicht etwas gar hohen Worten über unser „Hören“ und „Bekennen“ zum Schluss noch ein letzter Gedanke, der helfen soll, damit uns die Sache nicht über den Kopf wächst, und auch nicht in den Kopf steigt: Typisch reformiert ist ja, bei allem Hinweis auf das göttliche „Wort“ zugleich zu bekennen, dass es der göttliche Geist ist, der dieses Wort, und auch uns selbst, lebendig machen muss. Sowohl von römisch-katholischer, wie von lutherischer, aber auch von täuferisch „freikirchlicher“ Seite her wird den Reformierten oft vorgeworfen, dass sie zu sehr zwischen „Wort“ und „Geist“ unterscheiden. Der klassische Streitfall war hier bekanntlich das Abendmahl. Bis heute ist diesbezüglich immer wieder zu hören, die Reformierten hätten es entleert. Luther habe die „Realpräsenz“ gelehrt, also die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl, während Zwingli nur von (leeren) Symbolen gesprochen habe. Das ist schlicht falsch. Auch Zwingli behauptet eine Realpräsenz im Abendmahl: Die wirkliche Gegenwart des Geistes Christi. Allerdings: Diese Gegenwart des göttlichen Geistes geschieht nicht automatisch, sie ist nicht gleichsam angebunden, weder an das Abendmahlsbrot noch an ein Bibelbuch, und auch nicht an unsere tiefen religiösen Gefühle und guten ethischen Absichten. Auch wenn wir noch so feierliche Zeremonien abhalten, auch wenn wir noch so schöne und wortgewaltige Predigten von den Kanzeln ertönen lassen und Bibelzitat an Bibelzitat reihen, wir können Gott weder herbeifeiern noch herbeipredigen noch herbeihandeln. Ich halte das nicht für einen Mangel, sondern für eine grosse Stärke des reformierten Glaubens. Denn sie macht bescheiden, und befreit uns zugleich von der Last, Gottes Stellvertreterinnen, Anwälte, Nachlassverwalterinnen oder amtliche Pressesprecher sein zu müssen. Zur reformierten Identität gehört es, sich das, warnend und tröstend zugleich, immer wieder in Erinnerung zu rufen.

Ausdruck dieser Bescheidenheit ist es, wenn Bullinger am Ende seiner „Dekaden“ seine Leserschaft dazu auffordert, seine Lehre zu prüfen und ihn, wenn nötig, eines besseren zu belehren. Und auch, wenn er zu Beginn der einzelnen Lehrpredigten die Gemeinde zum Gebet auffordert, dafür,

dass er seine Lehre in rechter Weise vortrage. Bescheidenheit ist heute nicht en vogue. Aber sie gehört zum reformierten „Bekennen“ dazu: Veni creator spiritus, Komm, Schöpfer Geist.

Einen anderen Ausdruck derselben Haltung finden wir bei Zwingli. Zwingli wird ja oft als Kämpfer, als strenger Moralist oder als hartnäckiger Polemiker dargestellt. „Tut um Gottes Willen etwas Tapferes“, gehört zu den regelmässig zitierten Zwingliworten. Ich möchte mit einem anderen Zitat Zwinglis schliessen, das ebenso Ausdruck seiner tiefsten Glaubenshaltung ist, und uns Zwingli als Lacher vorstellt. Zwingli war nämlich ein sehr humorvoller Mensch. Und als er einmal Rechenschaft über seinen Humor geben musste, hat er geantwortet: „Ich lache aus gewissem, untrüglichen Vertrauen zu Gott und seiner Wahrheit.“ (Z V 76,8). Ich kenne keinen besseren Ausdruck von reformierter Identität.

Peter Opitz, Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte, Zürich